

Antwort an Hans Asmussen

Zu seinem Angriff gegen Karl Barth / Von Pastor Hans Kanitz, Lübeck

In unserer Nummer vom 18. Januar veröffentlichten wir einen Artikel von Propst Hans Asmussen (Heidelberg) gegen einen „Offenen Brief“, den der bekannte Theologe Prof. Dr. Karl Barth (Basel) an einen anonymen Pfarrer der Ostzone schrieb. Auf den Angriff Asmussens gegen Barth („Ein ‚Nein‘ gegen Karl Barth“) antwortet im folgenden Pastor Hans Kanitz (Lübeck).

Die Redaktion

Hans Asmussen hat wie jeder andere das Recht, sich zu wandeln. Er hat von diesem Recht in den vergangenen zehn Jahren in aller Öffentlichkeit Gebrauch gemacht. Viele konnten ihm dabei nicht folgen; manche strengten sich vergeblich an, zwischen dem Verfasser zahlreicher theologischer und kirchenpolitischer Schriften aus den dreißiger Jahren und dem Befürworter recht weitgehender Konzessionen gegenüber der römisch-katholischen Kirche eine Verbindung zu finden. Auch in seiner engeren Heimat Schleswig-Holstein, in die er nach dem Krieg zeitweilig zurückkehrte, hat es viel Verwunderung gegeben.

Man sollte daher gerade bei ihm Verständnis voraussetzen für Entwicklungen im Denken anderer. In seiner Antwort auf den Brief, mit dem der Theologe Karl Barth auf ein Schreiben von Freunden aus der Sowjetzone sich äußerte, ist von diesem Verständnis wenig zu spüren. Das ist um so verwunderlicher, als es sich immerhin um den gleichen Mann handelt, von dem er 1936, auf der Höhe des Kirchenkampfes im Dritten Reich, in einer Festschrift geradezu heildigend schrieb: „Darin sehe ich seine Bedeutung für die Bekennende Kirche, daß er ... in ihrer sichtbaren Arbeit und auch in bösen schuldvollen Tagen als Lehrer der Kirche, als Seelsorger, Bischof und Bruder mit uns Hand in Hand ging, uns weder überwältigte, noch uns um der Freundschaft willen ohne Hemmung ließ, dafür aber uns mit bindendem und lösendem Wort recht zum Herrn rief.“

Ist es wirklich denkbar, daß der gleiche Karl Barth, dessen theologischer Arbeit inzwischen zahllose evangelische wie katholische Theologen und durch sie ebenso zahllose Gemeindeglieder teilhaftig und froh geworden sind, nun plötzlich „scharfe Angriffe gegen die christliche Kirche als Institution und insbesondere gegen das angeblich völlig verweltlichte Christentum der westlichen Welt“ richten kann?

*

Die Leser dieser Zeilen können Karl Barths Brief selbst in die Hand nehmen, die Lübecker Buchhandlungen haben ihn bereit. Bevor ich daher einige Zusammenfassungen dessen versuche, was dort zu lesen ist und jeder nachprüfen kann, bevor ich daher auch auf Asmussens Vorwürfe eingehe, soll einiges zum Verständnis dessen gesagt sein, was die Kirche durch Barth, seine Schüler und vielleicht auch seine Gegner neu gelernt hat:

1. Es gibt nur eine einzige Art, in der Gott sich auf Erden offenbart hat: in seinem Sohn Jesus Christus. Weder geschichtliche, noch naturwissenschaftliche Ereignisse können diesen Rang beanspruchen. Gottes einmalige Offen-

barung ist total und gilt allen: Juden, Christen und Gottlosen jeder Art.

2. Wer Gott also sucht, kann nicht an Christus vorbei. Keine noch so bedeutende oder bedrückende „geschichtliche Stunde“ offenbart unmittelbar Gottes Willen. Wer ihn erfahren will, muß sein Wort in Jesus Christus hören. Wo das geschieht, entsteht Gemeinde, wird Kirche. Die Reformatoren haben es im Augsburger Bekenntnis nicht anders gelehrt.

3. Gott bleibt aber auch da, wo er in Liebe sich dem Menschen verbündet und selbst Mensch wird, der souveräne Gott. Er begibt sich zwar in die Hand der Menschen — aber mit dem immer gleichen „Erfolg“, daß sie ihn von sich stoßen und kreuzigen, da sie, nähmen sie ihn an, ihre eigene Schuld zuerst bekennen müßten. Er begibt sich nicht so, daß seiner Menschlichkeit unsere Göttlichkeit oder Gottgleichheit folgte. Wir bleiben als Gerechtfertigte (sofern wir an ihn glauben) doch Sünder. Auch hierin hat Barth die entscheidende Lehre der Reformation neu durchdacht.

*

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit will ich hier innehalten. Es liegt auf der Hand, daß solche Aussagen nicht eben bequem und angenehm zu hören sind. Als Barth mit seinem berühmten Kommentar zum Römerbrief des Apostels Paulus, besonders in dessen 2. Auflage im Jahre 1922, an die Öffentlichkeit trat, begannen sie aber das Hören und Lesen der evangelischen Christenheit zu schärfen. Sie konnte im Jahr 1933 darum um vieles gewappnet der Totalitätsanspruch des 3. Reiches begegnen, der in Gestalt rassistischer und nationaler Mythen um die Gunst des deutschen Volkes warb. Je länger, desto mehr ergab sich dabei, daß die herkömmliche „Volkskirche“ einer erneuten Reformation an Haupt und Gliedern bedurfte. Vor allem war die Zugehörigkeit zur christlichen Kirche plötzlich nicht mehr eine allseits respektierte Selbstverständlichkeit, sondern wurde zu einem Akt persönlichen Wagnisses. „Bekennende Kirche“ nannten sich daher folgerichtig alle jene, die sich weder von der „geschichtlichen Stunde“, dem „gottgesandten Führer“ oder dem „Heiligen Quell deutschen Blutes“, sondern mit ganz neuem Ernst und neuer Zuversicht allein von dem fleischgewordenen, gekreuzigten, auferstandenen und gen Himmel gefahrenen Herrn der Kirche leiten lassen wollten.

Es stimmt daher nicht, wenn Barth und der Bekennenden Kirche vorgeworfen wird: damals wart ihr tapfer — nun seid ihr knieweich. Der Nationalsozialismus fand euch kampfbereit, der Kommunismus schwach. Wer will, kann es in allen Dokumenten jener 12 Jahre nachlesen: es wurde nicht gegen irgend jemand, sondern für Jesus Christus bekannt. Es hat darum selbstverständlich auch niemals ein Gebet gegen Adolf Hitler gegeben — der Briefschreiber fragt im übrigen auch nur Barth, ob es unter den „Stilen im Land“ so etwas gegeben habe, während der Artikel Asmussens den Eindruck erweckt, die Frommen hätten tatsächlich damals so gehandelt. Was

sollte wohl ein Gebet noch sein, das vorerst meine Wünsche befriedigt sehen will, statt Gott um sein gerechtes, richtendes und gnädiges Handeln an jedermann, den Gottlosen wie den Frommen, zu bitten?

Nur auf diesem Hintergrund wird recht verstanden, warum Barths Brief an einen (und mit ihm an viele) Pfarrer in der Sowjetzone nur scheinbar et was anderes sagt, als es etwa seine entscheidende Mitarbeit an der „Barmer Theologischen Erklärung“ des Jahres 1934 ausweist. Hier wie dort ruft er zum wagen Glauben an den Gott, der mächtiger ist als alle Ideologien und Weltanschauungen. Er unterschätzt ihre bedrängende Gefährlichkeit beileibe nicht. Mehrfach betont er eigentlich nicht ganz das Richtige sagen zu können, weil er nicht mitten im Kampfgetümmel steht. Man möge es ihm daher zugute halten, sagt er am Schluß, wen er „mit der Stange ein wenig im Nebel herumfahre“. Wer Barth hier kritisiert, muß auch diese Selbstkritik zur Kenntnis nehmen. Sie erübrigt sich außerdem bei einem Mann, der bei aller Schärfe immer im Gespräch für Einwände offen war, jeden Versuch, nachträglich jedes seiner Worte zu rechtfertigen.

*

Besonders erzürnt ist Asmussen über Barths seelsorglichen Rat, der Regierung dort gegenüber sich loyal zu verhalten. Es ist mir nicht einfallen, von den leitenden Männern der Bekennenden Kirche damals je anderes gehört zu haben. Diese Loyalität hat weit über ein Drittel der jungen „illegalen“ Theologen des 3. Reiches mit dem Soldatentod besiegelt. Sie sind wahrhaftig nicht gern Soldat geworden — ähnliche Bereitschaft verlangte auch Barth in keiner Zeile. Er selbst war es aber, der 1934 Dietrich Bonhoeffer in großer Schärfe rügte, als dieser sich aus dem Getümmel des Kirchenkampfes (der immer ein Kampf für recht verstandene Kirche war) in ein Londoner Pfarramt vorübergehend absetzte. Es ist auch kein Fall bekannt, in dem die wahrlich hart bedrückten jungen Pfarrer damals „republikflüchtig“ wurden — ist darum nun der Rat unangebracht, dort zu bleiben, solange es irgend geht und „der Stadt bestes zu suchen“?

Verwunderlich ist schließlich, was Asmussen gegen Barths Ablehnung eines „Öffentlichkeitsanspruches der Kirche“ schreibt. Hier im Westen, so meint Barth, werde über kurz oder lang zum Heil der Kirche allerlei an Krücken und Erleichterungen fortfallen, was drüben (wie ja schon im „Dritten Reich“) unter dem Druck des Regimes der Kirche an bisher selbstverständlichen äußeren Rechten genommen werde. Mit Nachdruck stellt er dabei die Frage, wo denn im Neuen Testament der Gemeinde Christi für ihre Gegenwart und Zukunft Sicherheit, Anerkennung und Bestätigung zugesprochen und verheißen werde? Jeder Bibelleser weiß es: nirgends! Die kleine Herde, angefochten und mißverstanden, sie hat des Vaters Wohlgefallen. Ja, vor dem Ende und der Wiederkunft Christi erfolgt ein neuerlicher Abfall, wenn der Antichrist (der nach Barth viel christusförmiger sein wird, als alle bisherigen Diktatoren) seine Gemeinde um sich gesammelt hat.

*

Warum werden hier durch Asmussen Türen eingeirrt, die sich im Bewußtsein der meisten Gemeinden längst geöffnet haben? Das Wort von dem „Ende des konstantinischen Zeitalters“ (in dem die Kirche so vieler Privilegien sich erfreuen durfte) ist ja fast schon ein so geflügeltes, daß man es kaum noch wiederholen mag. Keiner wird das frohlockend sagen! Auch Barth betont mehrfach, wie schmerzhaft es ist, von jahrhundertlang jahntausendmaligen Vorstellungen abzurücken. Ebenso wird niemand unter uns leichtfertig und mutwillig beim Stürzen dieser Säulen, von denen die Kirche lange mit gehalten wurde, nachhelfen. Auf der letzten Synode der Lübecker Landeskirche hat ihr Bischof mit Ernst und Zuversicht die Aufgaben gezeigt, die sich auch in der oft so notvollen „Volkskirche“ für alle lebendigen Christen, genau wie auf dem weiten und hoffnungsvollen Feld der Mission, ergeben.

Die Stunde, da wir in neuen Formen die Botschaft von Jesus Christus zu verkündigen haben, bestimmt Gott allein. Die Zeichen der Zeit aber lassen keinen Zweifel daran, daß wir unser Herz nicht allein und ausschließlich den alten Formen zuwenden dürfen. Ist es so schwer zu verstehen, daß Barth daher hofft, in der Sowjetzone möge aus dem Zerbrechen des Alten, so schmerzhaft und für viele unbegreiflich es sich vollzieht, ein Neues entstehen, das auch uns Leuten im Westen ein großes Verwundern über Gottes Wege mit seiner Gemeinde auf Erden schenken kann?

Eine „Heerschau“ des Theaters

Fünf Bühnen bei den „Kieler Tagen zeitgenössischer Kunst“

Die fünf schleswig-holsteinischen Theater beteiligen sich mit Aufführungen an den „Kieler Tagen zeitgenössischer Kunst“, die der Landeskulturrat Schleswig-Holstein vom 21. Februar bis 3. März zusammen mit den Bühnen der Landeshauptstadt und dem Kulturrat der Stadt Kiel veranstaltet.

Im Schauspielhaus, dem kleineren der beiden Kieler Häuser, das auch die neue Studiobühne beherbergt, sind Gastspielaufführungen der auswärtigen Bühnen mit Stücken deutscher Au-

toren vorgesehen. Die städtischen Bühnen Flensburg spielen „Der Tod des Tili“ von Claus B. Maier. Das Nordmark-Landestheater Schleswig zeigt die Komödie „Hebt den Stein ab“ von Franz Theodor Csokor, die Landesbühne Rendsburg das Schauspiel „Philemon und Baucis“ von Leopold Ahlsen und die Bühnen der Hansestadt Lübeck führen „Die Sündflut“ von Ernst Barlach auf. Das Kieler Theater beteiligt sich mit der Uraufführung des Schauspiels „Die Insel der Frucht bäume“ von Friedrich Forster.

Die „Kieler Tage zeitgenössischer Kunst“ sollen, wie Kiels Kulturdezernent Dr. Hoffmann bei einer Vorbesprechung sagte, kein „Theaterfestival“ der Landeshauptstadt, sondern eine „Arbeitsstagnung“ werden. Die Dramaturgen der Theater geben jeweils eine Einführung in die Stücke. Der Präsident der Freien Akademie der Künste, der Dichter Hanns Henny Jahn (Hamburg), ist eingeladen worden, eine öffentliche Diskussion über die Veranstaltung zu leiten, an der die Regisseure der aufgeführten Stücke teilnehmen.

Aus eigenen Werken wird ferner der Schriftsteller Erwin Sylvanus lesen. Er nimmt auch an einer Aufführung seines Stückes „Korczak und die Kinder“ teil, das die Kieler Studiobühne vor einigen Wochen mit Erfolg herausbrachte. Ein Konzert des Kieler städtischen Orchesters mit Werken zeitgenössischer Komponisten wird die Kieler Kunsttage abschließen. Ino.

Was gibt es im Theater?

Sonntag

Großes Haus, 20 Uhr: Erstaufführung „Mavra“, Opera buffa von Igor Strawinsky, „Anaximanders Ende“, Oper von Werner Thärichen, „Die schwarze Spinne“, Oper von Heinrich Sutermeister.

Premiennanrecht C, LBR und freier Verkauf.

Kammerspiele, 20 Uhr: „Gigi“, Komödie von Colette.

Anrecht H, JH, LBR und freier Verkauf.

Montag

Großes Haus: Keine Vorstellung.

Kammerspiele, 20 Uhr: „Der Trojanische Krieg findet nicht statt“, von Giraudoux.

Theaterring der Gem. Ges. GT 1, geschlossene Vorstellung.

Hans Asmussen ist ein Mann, der die Kirche in der Sowjetzone zu einem Spielball macht.